

Jörg Aufenanger · Bin ich nun ein Trümmerkind

Jörg Aufenanger

Bin ich nun ein Trümmerkind ...

Miniaturen aus einer Nachkriegskindheit



NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
2012

© Jörg Aufenanger

© NordPark Verlag, Wuppertal

Umschlagillustration:

Lutz Brandt

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Gesetzt in der Sabon

Printed in Germany

ISBN 978-3-935421-83-6

NordPark Verlag · Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal

www.nordpark-verlag.de

1

Bin ich nun ein Trümmerkind, da ich zwischen Trümmern erstmals ein Mädchen geküsst und zudem meinen ersten Orgasmus erlebt habe? Kaum hatte ich meine Geburtsstadt verlassen, da wurden die Trümmer abgerissen, das Grundstück planiert, ein Parkplatz angelegt und eine Polizeistation errichtet. So berichtete man mir ins ferne Dortmund. Bevor ich Wuppertal den Rücken kehren musste, hatte ich mich noch einem Elephanten, Targa hieß er, vermutlich eine Sie, anvertraut und sie sich mir. Nahm meine Kindheit schon ein frühes Ende, als ich im Alter von knapp zehn Jahren dem Ort meiner Kinderspiele Adieu sagen musste? Wann und wie hatte sie begonnen?

Meine erste Erinnerung ist ein schwarzer Schal. Da war ich drei. Er hing an der Türklinke zu unserer Wohnung. Meine Großmutter war gestorben, da waren wir in der Drei-Zimmerwohnung im Elberfelder Zooviertel nur noch zu viert. Meine Mutter, mein Onkel Gustav, meine Tante Hedwig und ich. Einen Vater gab es nicht, aber den vermisste ich auch damals nicht, es gab ja den Onkel im Haus. An meine Oma habe ich keine Erinnerung, nur das Bild einer mal strengen, mal auch gütig dreinblickenden Frau bleibt mir, wobei ich nicht weiß, ob ich das nicht nur erinnere, da ich einige Photos von ihr besitze.

Die zweite Erinnerung war ein Gang mit meiner Mutter nach Sonnborn, nein, stimmt nicht, ich erinnere mich nicht mehr an den Gang, sondern nur an einen englischen Soldaten in irgendeiner Dienststelle der Tommys, der mir etwas in die Hand drückte, was ich nicht kannte, eine Birne.

Es war die erste mich rührende Geste eines Mannes. Beiß hinein, sagte meine Mutter und der Saft der Birne lief mir aus den Mundwinkeln. Seitdem mochte ich unsere Besitzer, die Tommys.

Die dritte Erinnerung, und ich war immer noch drei Jahre alt: Draußen auf der Kaiser-Wilhelm-Allee, wohin sich so gut wie nie ein Auto verirrt, hupte es. Meine Tante und ich eilten zum Fenster. Auf der Straße stand Onkel Gustav und winkte. Er stand vor einem Auto. Wir liefen die Treppen hinab, die Tür schlug hinter uns zu, wir stoppten vor dem Auto. Onkel Gustav stand stolz neben dem DKW, der, wenn ich mich recht erinnere, nicht aus Blech, sondern großteils aus Holz war. Steigt ein, rief er. Meine dicke Tante quetschte sich auf den Rücksitz, stöhnte dabei, ich durfte neben dem Onkel sitzen und der fuhr an, das Auto rollte die Allee hinunter. Es ruckelte und knatterte bedenklich, am Trümmergrundstück linkerhand, meinem Spielplatz, ging es vorüber, und erst als wir um die Kurve gefahren waren und den Berg hoch, am »Kuhstall« vorbei zum Zoo, lief der DKW besser. Kerzengerade saß der Onkel am Steuer, blickte starr auf die Straße vor ihm, doch kein Auto kam ihm entgegen, wir ließen den Eingang zum Zoo rechterhand liegen, bogen nach links ab und dann wieder links am Haus der Buths vorüber, und schon war die erste Autofahrt meines Lebens zu Ende.

An eine weitere Fahrt mit diesem Gefährt kann ich mich nicht erinnern. Mein Onkel Gustav ist wohl kurz danach verschwunden, wohin weiß ich nicht, und tauchte nur noch sporadisch in meinem Trümmerkindleben wieder auf.

2

Meine erste Liebesaffäre hatte ich mit Vier, also ein Jahr später. Sie hieß Ike. Wir gingen in denselben Kindergarten in Sonnborn. Das war weit weg.

Tante Hedwig brachte mich hin. Am Stadion vorbei unter der Schwebebahn her, bis zur katholischen Kirche, wie hieß sie noch? Es gibt sie nicht mehr, denn sie musste einer Autobahn weichen. Sie fiel einfach in sich zusammen eines Tages. Der Kindergarten neben der Kirche ist auch verschwunden, mehrspurig geht's dort nun über den Köpfen der Sonnborner einher. Sonnborner Kreuz! Hier spielte ich erstmals Theater. Im Kindergarten meine ich. Ich weiß nicht mehr was, weiß nur noch, ich spielte einen Schweinehirten, obwohl es keine Schweine im Kindergarten gab und obwohl es eine Art Freilichttheater war. Ich als Schweinehirt musste Holzpanzinen tragen. Darauf lief ich sehr unsicher. Irgendwie gab es eine Sandgrube, da sollten wohl die Schweine leben. Aber ich stolperte auf meinen Pantinen, strauchelte, fiel in die Grube, hatte meinen Text vergessen und fing an zu heulen. Das war nicht vorgesehen. Ich hatte meinen ersten Auftritt vermässelt und nur weil die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, auf Sand gebaut waren. Die anderen spielten einfach weiter. Keiner kümmerte sich um mich. Irgendwann kam Ike zu mir und tröstete mich. Das war nett von ihr und ich liebte sie sofort. Am Tag danach trafen wir uns in den Trümmern am unteren Ende der Kaiser-Wilhelm-Allee. Ich gestand ihr meine Liebe, sie küsste mich auf den Mund, mein unvergesslicher erster Kuss, und meinte: »Zieh die Hose aus!« Als ich zögerte, meinte sie: »Nun mach schon!« Ich

machte. Und sie betrachtete meinen kleinen Zipfel, nahm ihn in die Hand, rieb daran. Das war schön. Dann holte sie eine schmale Glasflasche hervor, entnahm ihr eine bunte Liebesperle und steckte sie in meinem Zipfel. »Jetzt sind wir verlobt« schrie sie. Das war's, aber immerhin. Einige Tage später trafen wir uns wieder zwischen den Trümmern. Ich wartete darauf, dass sie wieder sagte: Zieh die Hose aus, doch sie sagte nichts. Ich war enttäuscht, sagte aber: »Ich will Dich heiraten, Du bist so schön dick.«

»Ich Dich nicht, Du bist mir zu dünn.« So endete meine erste Liebesaffäre nach kurzer Dauer. Wenig später wurde ich in das städtische Kinderheim nach Norderney verschickt, »Haus Wuppertal«. Ich war zu dünn. Sollte dort gemästet werden.

3

Meine Mutter rauchte immer nur sonntags, denn das war ihr einziger freier Tag. Den langen Vormittag blieb sie im Bett liegen, mich schickte sie, als ich dann sechs Jahre war, nach Sonnborn in die Kirche zum Hochamt. So störte ich sie nicht. Vorher musste ich noch zur Bude an der Ecke laufen, Zigaretten kaufen. Zehn Zuban. Auf den vielleicht hundert Metern murmelte ich stets vor mich hin »Zehn Zuban« und lispelte aus Spaß dabei. Bald lispelte ich bei jedem Wort mit S oder Z immer, das machte meine Mutter wütend. Das Lispeln störte sie in der Sonntagsruhe. Sie gab mir einen Kieselstein. »Den nimmste jetzt immer in den Mund, wenn Du was zu sagen hast. Sonst schweig!« Es war nicht einfach, mit einem Kieselstein im Mund zu sprechen, aber ich gewöhnte mich dran, allein wenn ich Blockflöte spielte, was ich nur zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags durfte, nahm ich ihn raus. Bald lispelte ich dank des Kieselsteins nicht mehr. Holte aber auch eine andere Zigarettenmarke, ich glaube es war Juno. Rund aus gutem Grund. Der Spruch gefiel mir.

4

Ich war ja zu dünn. Deshalb wurde ich nach Norderney verfrachtet. Seitdem hasse ich grün. Denn der Eisenbahnwagon, in den ich geschoben wurde, war grün. Eine Schwester gab jedem Kind ein Stück Brot und eine Fleischwurst, das musste reichen für uns dünne Kinder, wir sollten ja erst auf Norderney gemästet werden. Seitdem hasse ich nicht nur grün, sondern auch Fleischwurst. Frühkindliche Prägung sagt man wohl heute dazu. War damals aber nicht wichtig. In Norderney schiss ich in die Hose, pisste ins Bett. Zur Strafe musste ich die Hose einen halben Tag anbehalten. Das stank. Bis es auch die Schwestern leid waren, sich die Nase zuzuhalten, wenn ich in ihre Nähe kam. Wer seinen Teller nicht leer aß, wurde von ihnen geschlagen. Aber die Nordseeluft sollte ja gut sein für unterernährte Kinder. Ich wollte nach Hause zurück, heulte Tag und Nacht. Niemand tröstete mich. Der Krieg lag ja gerade einmal fünf Jahre zurück. Also wurde ich geschlagen, auch weil ich heulte. Aber dann heulte ich noch mehr. Andere Kinder auch. Wurde frühzeitig mit zwei anderen Kindern aus dem »Haus Wuppertal« ausgewiesen und nach Wuppertal zurückgeschickt. Zu renitent. Nicht erziehbar, sagte das Gesundheitsamt zu meiner Mutter. Ich war glücklich, erneut zwischen den Trümmern spielen zu können. Bin nie wieder zur Nordsee gefahren. Bis heute.

Aber es musste was gemacht werden mit dem dünnen Kind. Mit mir. Ich bekam keine Magermilch wie alle anderen, sondern normale Milch. Die wurde vom Milchmann in silbernen Kannen angefahren bis vors Haus, die Magermilch (fettarme sagt man heute euphemistisch) in roten Kannen.

Und ich musste zu Dr. Goldbrunn, der war Arzt in der Parallelstraße. Ein herzensguter Mensch. Der hätte mein Vater sein sollen, sagte ich mir. War er aber nicht. War Jude, wie ich viel später erfuhr. Was das war, wusste ich damals natürlich nicht. Gab ja kaum welche mehr. Dr. Goldbrunn verschrieb mir Lebertran und Höhensonne. Der Lebertran schmeckte grausig, war noch nicht mit Aromastoffen angereichert wie später. Ich spuckte ihn heimlich aus. Zweimal in der Woche zur Höhensonne. Nackt auf dem Bauch oder dem Rücken liegen, auf den Augen einen Wattenbausch, eingecremt wurde ich, aber nicht nur ich, denn wir lagen zu zweit auf der Liege. Nackt, neben mir ein Mädchen, auch dünn, nicht so schön dick wie Ike. Doch ich mochte keine Mädchen mehr seit Ike, fand sie alle doof. Den Geruch der Höhensonne, der sich mit dem der Creme auf unserer Haut vermischte, ich habe ihn bis heute in der Nase.

An das Mädchen erinnere ich mich nicht mehr, obwohl ich oft neben ihr gelegen habe. Nackt. Das sollte mir später nicht mehr passieren, ich meine, dass ich so etwas vergessen könnte.

5

Meine Magerkeit wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden, denn als ich fast sechs Jahre alt war, musste ich zu einem Gesundheitstest, ich weiß nicht mehr wo. Auf jeden Fall hatte ich mich nackt auszuziehen und vor einen Arzt zu treten. Der wog mich, vermaß mich, tastete mich ab, schaute mir in den Hals, klopfte mir mit einem Hämmerchen gegen das Knie, das war ja noch lustig, zog mich an den Ohren, Du isst wohl nicht gut was, drohte er mir, musst ein starker deutscher Junge werden, doch ich sagte nicht Jawoll, sondern nichts, der Arzt aber sagte zu meiner Mutter. »Der kommt mir noch nicht in die Schule, der ist zu dünn!«

»Aber der kann doch schon lesen und schreiben und Noten lesen, gar komponieren!«

»Das ist egal gute Frau.«

Der sagte zu meiner Mutter gute Frau. Was war gut an ihr? Nein, eine Rabenmutter war sie nicht, nur immerzu erschöpft von der Arbeit, vom Leben. Aber zu diesem Widerspruch reichte es noch. Ich langweilte mich im Kindergarten, konnte in der Tat lesen und schreiben, las die Schriften am Stadioneingang, hatte alles in ein Heft abgeschrieben und Noten lesen konnte ich auch, spielte Blockflöte, komponierte gar auf Notenpapier, doch das alles hatte kein Gewicht, zählte nicht. Ich hatte Untergewicht. Meine Mutter erreichte dann irgendwie, dass ich doch eingeschult wurde mit sechs Jahren. Das obligatorische Foto mit Schultüte in den dünnen Armen beweist es, ein I-Dötzken war ich, was immer das Wort sagen wollte, kam in die Volksschule in der Donarstraße am Zoo, am 1. April 1952, ein Aprilscherz, denn auch

dort langweilte ich mich, fand es albern, eine ganze Seite das A malen, das B und so weiter und im Chor die Buchstaben zu sprechen. Ein Klassenphoto zeigt 38 Kinder, davon 20 Mädchen. Eine sinnlose Mehrheit. Keinerlei Erinnerung an die anderen Kinder ist mir geblieben, nur ganz vage an die Lehrerin Frau Grössel, oder so ähnlich, die mir gewogen war. Alle Kinder blicken grimmig oder teilnahmslos, nur ein einziges Mädchen in der ersten Reihe lacht. Wer ist es gewesen? Warum habe ich nicht sie statt Ike geliebt? Hinter ihr stehe ich, blicke kritisch, ja skeptisch drein. Was soll ich hier? Ich schaute lieber aus dem Fenster in die Bäume auf dem Schulhof, sehnte mich zwar nicht in den Kindergarten zurück, sondern zu meiner Blockflöte oder auf meinen Spielplatz, in die Trümmer. Habe mich nie gefragt, warum es neben den all diesen schönen Häusern in dem gutbürgerlichen Zooviertel ein einziges Trümmergrundstück gab. War ja auch egal. Es war da, es war mein Paradies und das der anderen Kinder auch.

6

Oft wollte ich nicht in die Schule, es war mir einfach zu trostlos dort, ich wollte spielen, Blockflöte oder Geige, auch auf der Straße, in den Trümmern, oder den Böttigerweg hoch, zu dem Tümpel mit Molchen und Salamandern, die fing ich im modrigen Wasser und ließ sie in ein Marmeladen- oder Einweckglas plumpsen. Am nächsten Tag brachte ich sie wieder zu dem Tümpel, ließ sie ins dunkle Wasser flutschen und gab ihnen ihr Leben zurück. Der Tümpel, ein weiteres, ein geheimnisvolles Paradies. Lost paradise.

Eines Tages, ich wollte mal wieder nicht in die Schule, und meine Tante Hedwig, die, da meine Mutter immer zur Arbeit war, auf mich aufpasste, drängte mich, endlich zur Schule zu gehen. »Du kommst wieder einmal zu spät«, drohte sie, aber gerade das tat ich gern. Aus irgendeinem Grunde stand eine Leiter mitten im Zimmer, ich kletterte hoch bis zur obersten Sprosse, da setzte ich mich hin und blieb dort. Am Fuße der Leiter die dicke Tante Hedwig, die sich nicht hochtraute, mich anflehte, komm runter, geh doch bitte in die Schule. Die Bitte nutzte nichts, und so verharrte ich auf der obersten Sprosse der Leiter bis die Schule zu Ende sein würde. In einem von ihr unbeobachtetem Moment holte ich meine Geige, kletterte erneut zur obersten Sprosse, machte es mir da gemütlich und spielte, improvisierte. Am Abend fragte meine müde Mutter mich, na wie war's denn heute in der Schule. Wunderbar sagte ich. Und Tante Hedwig hatte mich nicht verraten.

7

Manchmal ging es auch anders aus. Hatte ich gefehlt wegen was auch immer, so wurde ich im Zimmer eingesperrt. Am helllichten Tag wurden die Jalousien rasselnd heruntergelassen, ich durfte kein Licht machen, konnte so weder lesen noch Blockflöte oder Geige spielen, denn die hatten meine Mutter oder Tante Hedwig auf deren Befehl weggenommen. Verdunkelung. Ich horchte auf Geräusche von draußen. Autos gab es ja kaum, aber ich hörte die anderen Kinder auf der Straße »Fischer wie tief ist das Wasser« spielen. Eine Qual nicht dabei zu sein.

Eines Tages wurde ich in den Keller gesperrt. Es war Sonntag. Meine Mutter freute sich wie immer auf ihren einzigen freien Tag. Sie arbeitete hart im Krankenhaus am Arrenberg. Zum Mittagessen gab es Spargel. Eine rare Delikatesse damals. Bis zu ihrem Tod sehnte meine Mutter die Spargelsaison herbei, hoffte stets, die nächste noch zu erleben. Ich aber mochte keinen Spargel, damals. Er schmeckte mir einfach nicht, zu bitter, zu fasrig. Esse ich nicht. Das Spargelfestessen war verdorben. Wutentbannt riss mich meine Mutter vom Esstisch hoch, zerrte mich die Treppe runter zum Kellereingang, führte mich hinunter, ließ mich dort zurück und schloss die Kellertür ab. Da war es stockdunkel und ich fürchtete mich im Keller, vor Ratten vor allem, ich tastete mich vorwärts, fand schließlich einen schmalen Mauerdurchbruch zum Nachbarhaus, der stammte noch aus den Zeiten der Bombenangriffe, was ich da aber nicht wusste. Ich schlüpfte hindurch, gelangte in den nächsten Keller und dann noch einmal ins nächste Haus. Obwohl ich mich so fürchtete,

ein Abenteuer, auch weil ich mich fürchtete. Ich weiß nicht wie lange ich im Keller eingesperrt war, irgendwann hörte ich meine Mutter von weitem rufen, ich antwortete nicht, versteckte mich, sie kroch auch durch das Loch in der Wand, das Rufen kam näher, immer lauter, dann leiser, weinend. Da kam ich aus meinem Versteck. Ich erhielt eine Ohrfeige. Die einzige, die ich je von ihr bekommen habe? Und habe ich seitdem nie mehr einen Keller betreten? Am Abend kam sie zu mir, ich hörte Mozart im Radio, sie nahm mich in den Arm. Das erste Mal, soweit ich mich erinnern kann. Auch das einzige Mal?